

Als ich vor fünf Jahren die Schulleitung an der Sankt Mauritius-Sekundarschule in Halle (Saale) übernommen habe, dachte ich: Ich kenne diese Schule. Ich war ja schon einmal hier – als Lehrerin. Ich kannte die Flure, die Pausen, die Dynamik auf dem Hof. Ich hatte Bilder im Kopf von einer Schule, in der es manchmal zu laut, manchmal zu wild, manchmal zu chaotisch ist – aber eben lebendig. Begegnung gehörte dazu wie die Jacken, die irgendwo liegen, obwohl sie eigentlich an die Garderobe sollten.

Und dann stand ich in einer der ersten großen Pausen als Schulleiterin auf dem Hof und dachte: „Moment mal ... wo sind eigentlich alle?“ Sie waren da. Natürlich. Aber sie waren anders da. Weniger im Gespräch, weniger im Spiel, weniger im „Komm, wir machen zusammen“. Stattdessen: kleine Inseln, oft nach Klassen sortiert, und dazwischen erstaunlich wenig Bewegung. Und vor allem: Hände in Taschen. Immer wieder. Wie ein Reflex.

Wir hatten eine Schulregel: Handys müssen den ganzen Tag in der Tasche bleiben. Das war nicht neu. Neu war für mich, wie sehr diese Regel gegen eine Gewohnheit ankämpfte, die sich offenbar tief eingegraben hatte. Kaum gab es einen Moment, in dem niemand hinsah – auf dem Weg zum nächsten Raum, beim Warten vor dem Schulbüro, in der Ecke des Hofes – leuchteten Bildschirme auf. Nicht demonstrativ, nicht provokant. Eher so, als würde man kurz Luft holen müssen. Ein schneller Blick, ein schneller Scroll, ein schneller Kontakt in eine Welt, die immer verfügbar ist.

Ich erzähle das nicht, um über Handys zu schimpfen. Ich habe selbst eins. Und ich weiß, wie schnell man „nur kurz“ etwas nachschaut und plötzlich sind zehn Minuten weg. Ich erzähle es, weil ich damals zum ersten Mal sehr deutlich gespürt habe: Das ist nicht nur ein Technikthema. Das ist ein Beziehungsthema. Und damit sind wir mitten im Thema dieses Kongresses: Einsamkeit von Kindern und Jugendlichen.

Einsamkeit ist in der Schule selten ein Satz. Kaum ein Kind kommt nach Hause und sagt: „Heute war ich einsam.“ Einsamkeit ist eher ein leises Muster. Sie zeigt sich in Blicken, die ausweichen. In Pausen, die man irgendwie „überstehen“ muss. In dem Bedürfnis, jede Lücke zu füllen – nicht mit einem Gespräch, sondern mit einem Bildschirm. Sie zeigt sich auch in Verhalten, das wir schnell als „störend“ etikettieren: Provokation, Respektlosigkeit, Rückzug, Demotivation. Und manchmal ist Einsamkeit sogar gut getarnt: Ein Kind ist ständig in einer Gruppe – und fühlt sich trotzdem nicht wirklich dazugehörig.

Die Frage ist: Wie nehmen wir das wahr? Und wie begegnen wir dem – nicht nur mit Einzelmaßnahmen, sondern so, dass Schule als Ganzes ein Ort wird, an dem Zugehörigkeit wahrscheinlicher ist?

Ich möchte heute zeigen, warum der Marchtaler Plan dafür ein sehr praktischer Weg sein kann. Und keine Sorge: Ich mache jetzt keinen Konzeptvortrag mit Fachbegriffen, bei dem man am Ende nur noch weiß, dass es „irgendwas mit Reformpädagogik“ war. Ich nehme Sie lieber mit in unseren Schulalltag – und zeige an konkreten Situationen, welche Elemente des Marchtaler Plans uns helfen, Einsamkeit wahrzunehmen und ihr zu begegnen.

Vielleicht ganz kurz zur Einordnung: Der Marchtaler Plan ist ein pädagogisches Konzept aus der katholischen Reformpädagogik, das an verschiedenen Schulen und in unterschiedlichen Schulformen gelebt wird. Uns in Halle hilft er als Rahmen, Schule so zu gestalten, dass Kinder nicht nur „durchkommen“, sondern sich als Teil einer Gemeinschaft erleben – gerade in einer Region, in der religiöse Bildung historisch nicht selbstverständlich ist.

Damit Sie beim Zuhören eine Orientierung haben, nenne ich die Bausteine, die bei uns im Alltag besonders sichtbar sind – und die ich gleich in Beispielen wieder aufgreife:

Wir arbeiten mit Morgen- und Wochenkreis als festen Gesprächsformaten. Wir haben Phasen des freien selbstgesteuerten Arbeitens (im Marchtaler Plan ursprünglich „Freie Stillarbeit“), in denen Lernbegleitung und Coaching möglich werden. Wir setzen auf vernetztes Lernen in Projekten – bei uns zum Beispiel in den Freien Studien. Und wir gestalten Schulkultur über Verantwortung, Dienste, Sozialpraktikum und über Feiern und Gottesdienste, die Gemeinschaft sichtbar machen. Das klingt nach vielen Teilen – in der Praxis greift es ineinander wie ein gutes Uhrwerk: nicht, weil alles perfekt ist, sondern weil es verlässlich ist.

Unsere Schule ist eine staatlich anerkannte katholische Sekundarschule in freier Trägerschaft der Edith-Stein-Schulstiftung. Wir sind Teil eines Schulverbunds mit Grundschule, Sekundarschule und Gymnasium und stehen im Stadtteil Südstadt – am Rand zur Silberhöhe. Und weil „freie Schule“ manchmal nach „exklusiv“ klingt, sage ich es ganz deutlich: Wir sind ein offenes Angebot. Unsere Schülerschaft ist sehr heterogen, viele Kinder sind konfessionslos, einige evangelisch, einige katholisch. Und wir erleben – wie viele Schulen – dass Kinder sehr unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen.

Gerade deshalb brauchen wir Strukturen, die tragen. Und da beginnt der Marchtaler Plan für mich mit etwas sehr Einfachem: mit verlässlichen Zeiten, in denen Menschen einander begegnen – nicht nur als Lernende, sondern als Personen.

Im Morgenkreis greifen viele Klassen Themen aus dem Jahreskreis auf – zum Beispiel die Adventszeit oder die Fastenzeit. Das ist nicht als „Programm“ gedacht, sondern als gemeinsamer Resonanzraum: Was bedeutet Warten? Was heißt Verzicht? Wofür bin ich dankbar? Was möchte ich neu beginnen? Dazu gehört auch das Üben von Stille: nicht als Strafe, sondern als Fähigkeit, bei sich anzukommen und die anderen überhaupt wahrnehmen zu können.

Und dann gibt es etwas, das in allen Klassen gleich ist, auch wenn es ganz unterschiedlich gestaltet wird: der Blick in die Woche. Was steht an? Was kommt auf uns zu? Was nehme ich mir vor – als Lerner, als Mitschüler, als Mensch in dieser Gemeinschaft? Manche Klassen arbeiten dabei mit konkreten Zielvereinbarungen – SMART kann eine Option sein, muss es aber nicht. Wichtig ist die Haltung: Wir schauen nicht nur auf Termine und Leistung, sondern auch auf Entwicklung und Miteinander.

Ähnlich ist es beim Wochenkreis. Auch der ist kein starres Ritual, sondern ein Lernraum: Wir probieren Strategien aus, wie Konflikte fair angesprochen und gelöst werden können. Wir üben Gesprächsregeln, Perspektivwechsel, Verantwortung. Kurz: Wir trainieren Kompetenzen, die man später dringend braucht – und die einsamen Kindern und Jugendlichen helfen, wieder Anschluss zu finden, ohne sich zu verbiegen.

Und genau so ein Wochenkreis ist mir neulich sehr im Gedächtnis geblieben.

Wir haben derzeit eine Klasse, die uns herausfordert. Der Ton ist rau, die Motivation niedrig, das Selbstwertgefühl bei vielen brüchig. Als ich den Wochenkreis vertretungsweise übernommen habe, war mir klar: Ich kann jetzt nicht mit einem „So, ab heute machen wir das anders“ kommen. Ich musste erst einmal zuhören. Und die Schülerinnen und Schüler haben diesen Raum genutzt – sehr intensiv.

Sie haben mir ihren Frust erzählt, ihre Erfahrungen, ihre Gefühle. Das hat mich ehrlich traurig gemacht, sie so verzweifelt zu erleben, teilweise schon fast aufgebend. Da war Trauer über einen Wechsel im Klassenleitertandem. Da war das Gefühl: „Der eine hat uns gesehen – und jetzt sind wir nur noch schwierig.“ Und was mich besonders getroffen hat, war ein Satz, der sinngemäß mehrfach kam: „Alle sehen in uns nur noch das Problem.“ Nicht: „Wir haben Probleme.“ Sondern: „Wir sind das Problem.“

In dem Moment wird aus einer schwierigen Situation eine Identität. Und genau da wird Einsamkeit gefährlich: Wenn ich glaube, ich bin sowieso nur „die Schwierige“ oder „der Störer“, dann ziehe ich mich innerlich zurück – oder ich spiele die Rolle erst recht.

Ich habe das mit ins Team genommen, mit der Teamleitung und dem Klassenleitertandem besprochen. Und wir haben daraus Konsequenzen gezogen: Wir planen einen gemeinsamen Elternabend, der nicht als „Abrechnung“ läuft, sondern als gemeinsamer Blick auf die Situation – mit Fachlehrkräften, Eltern und, wo möglich, auch mit den Jugendlichen. Was erleben sie? Was brauchen sie? Welche Signale senden wir als Erwachsene? Und welche nächsten Schritte können wir verabreden?

Erst nach diesem Zuhören habe ich einen nächsten Schritt eingebracht – als Idee, nicht als fertige Lösung: einen Auftrag an jeden Einzelnen. Weg von „Wer ist schuld?“ hin zu „Wer kann was beitragen?“ Die Aufgabe war, die eigene Rolle in der Klassengemeinschaft zu reflektieren, Stärken der Mitschülerinnen und Mitschüler zu benennen und auch die eigenen Stärken zu formulieren – nicht als „Ich bin toll“, sondern als „Das kann ich für uns einbringen“.

Und während wir darüber gesprochen haben, passierte etwas, das mich wirklich ermutigt hat: Die Schülerinnen und Schüler haben sich stellenweise gegenseitig zur Ordnung gerufen. „Lass ihn ausreden.“ – „So redet man nicht.“ – „Jetzt hör doch mal zu.“ Kleine Sätze, aber sie haben gezeigt: Da ist mehr Verantwortungsgefühl da, als man von außen manchmal denkt. Genau das ist für mich Marchtaler Plan in der Praxis: Der Kreis ist nicht nur „Reden“, sondern ein Trainingsraum für Beziehung und Konfliktfähigkeit.

Von dort ist es nur ein kleiner Schritt zu einem zweiten Bereich, in dem wir Einsamkeit sehr konkret wahrgenommen haben: in den Pausen – und bei den Handys.

Wir hatten die Regel, aber wir hatten nicht die Struktur, die sie im Alltag wirklich trägt. Und wir hatten nicht gemeinsam darüber gesprochen, was eigentlich passiert, wenn man jede freie Sekunde in die Online-Welt flüchtet.

Also haben wir – nach einem Vorfall – nicht nur sanktioniert, sondern gemeinsam gestaltet. Wir haben Handygaragen gebaut: Aufbewahrungen im Klassenraum, in denen die Geräte während der Schulzeit liegen. Zugriff gibt es nur, wenn sie im Unterricht oder zum Lernen ausdrücklich gebraucht werden – und dann auch nur im Klassenraum.

Die Veränderung danach war sichtbar. In den Pausen trafen sich Kinder und Jugendliche wieder häufiger zu Gesprächen. Es wurde wieder gespielt. Spiele wurden ausgeliehen, Regeln ausgehandelt, Teams gebildet. Und auch die „Großen“ aus Klasse 9 und 10 waren wieder mehr zu sehen – nicht nur am Rand, sondern mitten im Pausenleben. Wir haben nicht Einsamkeit „wegtherapiert“. Wir haben Bedingungen verändert – und damit Begegnung wieder wahrscheinlicher gemacht.

Ein weiteres Element, das uns dabei hilft, Einsamkeit überhaupt wahrzunehmen, ist das, was im Marchtaler Plan ursprünglich „Freie Stillarbeit“ heißt. Wir nennen es an unserer Schule freies selbstgesteuertes Arbeiten. Das klingt erst einmal nach: „Die Kinder arbeiten halt allein.“ In der Praxis ist es das Gegenteil von Alleinlassen.

In diesen Phasen arbeiten die Schülerinnen und Schüler selbstständig an Aufgaben – und gerade in den unteren Jahrgängen sind bei uns oft zwei Mitarbeitende im Raum. Das verändert viel: Es gibt mehr Zeit für kurze Wege, für leise Beobachtungen, für ein schnelles „Komm, ich setz mich kurz zu dir“. Einer von uns kann dann ganz bewusst als Coach fungieren: nicht nur erklären, wie eine Aufgabe geht, sondern mit dem Kind auf das eigene Lernen schauen.

Denn ein Ziel ist, dass die Schülerinnen und Schüler ihr eigenes Lernverhalten reflektieren: Wie fange ich an? Was lenkt mich ab? Wann brauche ich Hilfe – und wie hole ich sie mir? Was hat heute gut funktioniert? Und auch: Mit wem arbeite ich eigentlich gut zusammen – und warum?

Für uns ist das ein wichtiges Frühwarnsystem: Man sieht schnell, wer sich zurückzieht, wer keinen Anschluss findet, wer immer „funktioniert“ und dabei unsichtbar wird. Und gleichzeitig ist es ein Beziehungsfenster im Schulalltag – weil wir nicht erst reagieren, wenn etwas eskaliert, sondern im Kleinen begleiten können.

Ein Punkt, der in diesem Zusammenhang oft unterschätzt wird, ist unser Blick auf Leistung – und der innere und äußere Druck, perfekt sein zu müssen. Natürlich geben wir Noten. Wir sind eine Sekundarschule, wir haben Abschlüsse, wir haben Vorgaben. Noten sind bei uns ein notwendiges Übel – aber sie sind nicht das Maß für den Wert eines Menschen.

Ich sage es mal ganz praktisch: Ich kann in Deutsch eine Fünf geben – und im nächsten Moment mit demselben Kind lachen, ihm Mut machen oder ihm ehrlich sagen: „Ich habe gesehen, wie verlässlich du im Projekt warst.“ Das ist kein Widerspruch. Das ist Beziehung. Und ich glaube, genau diese Trennung ist für viele

Kinder entlastend: *Ich werde in einer Leistung bewertet – aber ich werde nicht als Mensch bewertet.*

Gerade Kinder, die unter Perfektionismus leiden oder sich schnell schämen, brauchen diese Erfahrung. Und sie gelingt bei uns auch deshalb, weil Lehrkräfte die Schülerinnen und Schüler nicht nur im Fachunterricht erleben. Wir sehen sie im Ganzttag, in AGs, in Projekten der Freien Studien, im freien selbstgesteuerten Arbeiten – manchmal auch ganz bewusst in der Coach-Rolle. Da zeigt sich oft eine ganz andere Stärke als die, die auf dem Arbeitsblatt sichtbar wird. Und wenn ein Kind merkt: „Die sehen mehr an mir als meine Note“, dann wird Schule ein Stück weniger bedrohlich – und Zugehörigkeit ein Stück leichter.

Und damit bin ich bei einem weiteren Baustein des Marchtaler Plans: Vernetztes Lernen und Projekte, in denen Gemeinschaft nicht nur besprochen, sondern gemacht wird.

Ein Beispiel dafür ist unser Sozialpraktikum. Gerade im Jugendalter ist es enorm wirksam, bewusst mit anderen Generationen in Kontakt zu kommen. Viele Jugendliche erleben dort: „Ich kann für andere einen Unterschied machen.“ Und oft kommt danach ein Satz, der hängen bleibt: „Die haben sich gefreut, dass ich da war.“ Das ist Selbstwirksamkeit – und Selbstwirksamkeit ist ein Gegengewicht zu dem Gefühl, überflüssig zu sein.

Oder nehmen Sie unseren jährlichen Kulturabend. Es brauchte Moderation, Technik, Unterstützung im Hintergrund – und es war ein Freitagabend. Und doch meldeten sich Schülerinnen und Schüler freiwillig. Nicht, weil es eine Note gab. Sondern weil sie Teil von etwas sein wollten, das wir gemeinsam gestalten. Das sind Momente, in denen Gemeinschaft nicht gepredigt, sondern gemacht wird.

Ein weiteres Element, das bei uns viel trägt, sind die Freien Studien: ein zweistündiges Angebot in den Jahrgängen 7 bis 9. Unter dem Leitthema der Global Goals arbeiten Schülerinnen und Schüler in Gruppen, teilweise jahrgangsübergreifend. Sie planen, bauen, recherchieren, präsentieren – und unterstützen sich gegenseitig, etwa in Wettbewerben wie dem Lego-Wettbewerb. Hier entstehen Beziehungen durch gemeinsames Tun.

In den Freien Studien passiert manchmal etwas, das man auf den ersten Blick leicht übersieht – und das gerade für stille, eher einsame Kinder unglaublich wichtig ist. Ich denke da an eine Schülerin – ich nenne sie hier „L.“. L. war nicht auffällig. Sie war nicht laut. Sie war nicht diejenige, die sich in den Vordergrund drängt. Eher im Gegenteil: Wenn Gruppen sich finden, ist sie oft die, die wartet, bis sie „irgendwo unterkommt“.

In den Freien Studien war es anders. Da ging es um ein Projekt zu den Global Goals. Es gab Aufgaben, die nicht nach „Wer ist am coolsten?“ verteilt wurden, sondern nach „Was brauchen wir, damit das Projekt gelingt?“ Und plötzlich war da eine Rolle, die perfekt zu L. passte: strukturieren, Material im Blick behalten, Ergebnisse festhalten, am Ende die Präsentation mit vorbereiten.

Was mich beeindruckt hat: L. hat diese Rolle nicht nur „mitgemacht“. Sie hat sie ausgefüllt. Und irgendwann kam der Moment, in dem andere aus der Gruppe zu ihr gesagt haben: „Kannst du das kurz erklären?“ – „Hast du das noch?“ – „Wie hast du das gemacht?“ Das klingt unspektakulär. Aber für ein stilles Kind ist das ein riesiger Schritt: nicht nur dabei sein, sondern gebraucht werden. Nicht nur „mitlaufen“, sondern einen Beitrag leisten, der sichtbar ist. Und oft ist genau das der Punkt, an dem Einsamkeit kleiner wird – nicht, weil plötzlich alle beste Freunde sind, sondern weil Zugehörigkeit entsteht: Ich habe hier einen Platz.

Und übrigens: Ähnlich erleben wir das auch bei Kindern, die im Unterricht oft als „anstrengend“ gelten – im Projekt können sie plötzlich verlässlich sein.

Und ja: Als katholische Schule gehören auch gemeinsame Gottesdienste und Feiern zu unserem Schulleben. Sie werden im Religionsunterricht vorbereitet und sind bei uns bewusst als Gemeinschaftsaufgabe im Klassenverbund angelegt: Von Klasse 6 bis 10 übernimmt jede Klasse einmal die Gestaltung. Häufig werden beide Lerngruppen eines Jahrgangs zusammengeführt, damit sie wirklich gemeinsam planen und am Ende als Jahrgang wirken. Wer einmal selbst gestaltet hat, schaut beim nächsten Gottesdienst anders zu: mit mehr Respekt und Wertschätzung für die Arbeit der anderen.

Damit das alles nicht an einzelnen Personen hängt, braucht es außerdem ein Netz von Beziehungen – auch das ist ein Baustein, den wir im Marchtaler Plan sehr ernst nehmen: Beziehung und Begleitung sind nicht Zufall, sondern Aufgabe.

Bei uns gibt es zwei Schulsozialarbeiter und einen Schulseelsorger. Gleichzeitig ist bei uns jeder Klassen- und Fachlehrer ein potenzieller Vertrauenslehrer – und die Schülerinnen und Schüler dürfen sich bewusst jemanden auswählen. Und wenn ein Kollege merkt: „Das Thema ist mir zu groß“, holt er sich Unterstützung im multiprofessionellen Team. Auch das ist gelebte Gemeinschaft: Wir tragen nicht alles allein.

Und jetzt komme ich zu einem Punkt, der mir für diesen Kongress besonders wichtig ist, weil hier (viele) Eltern sind: Das alles funktioniert nur gut, wenn Eltern und Schule wirklich Erziehungspartner sind.

Wir sind darauf angewiesen, dass Eltern mit uns kommunizieren – auch dann, wenn es sich nach „Kleinigkeiten“ anfühlt. Manchmal ist es genau diese Kleinigkeit, die uns hilft, im Schulalltag richtig zu reagieren: „Mein Kind schläft gerade schlecht.“ „Es gibt Streit in der Clique.“ „Oma ist gestorben.“ „Wir haben zu Hause gerade viel Stress.“ Das sind keine Nebensachen. Das sind Hinweise, die erklären, warum ein Kind plötzlich anders ist.

Und wir versuchen umgekehrt, Prävention nicht nur „mit den Kindern in der Klasse“ zu machen, sondern auch Eltern so einzubinden, dass sie nicht erst dann dazukommen, wenn es schon richtig schwierig geworden ist. Ein Baustein sind Elternabende, bei denen es nicht nur um Organisatorisches geht, sondern auch um Themen wie Mediennutzung, Klassendynamik oder das, was Kinder in bestimmten Entwicklungsphasen wirklich brauchen.

Ein zweiter Baustein sind unsere Lernentwicklungsgespräche, die zweimal im Schuljahr stattfinden. Das Besondere daran ist: Im Mittelpunkt steht nicht zuerst die Lehrkraft, die erklärt, wie das Kind ist. Im Mittelpunkt steht der Schüler oder die Schülerin. Das Kind reflektiert das eigene Lern- und Sozialverhalten: Was gelingt mir? Was fällt mir schwer? Wo brauche ich Unterstützung? Und Eltern und Lehrkraft werden – Schritt für Schritt – zu einem Publikum dieser Selbstreflexion.

Gerade in der weiterführenden Schule sagen Eltern häufig: „Ich bekomme gar nicht mehr so viel mit.“ Die Kinder werden selbstständiger, sie übernehmen Verantwortung, sie erzählen weniger. Das ist ja auch ein Stück gesunde Entwicklung. Gleichzeitig hat das eine Schattenseite: Leise Veränderungen – Rückzug, neue Unsicherheiten, ein schleichender Verlust von Anschluss – werden zu Hause manchmal erst spät sichtbar. Dann ist es gut, wenn Schule und Elternhaus nicht nebeneinander herlaufen, sondern im Gespräch bleiben. Lehrkräfte sehen das Kind in der Gruppe, im Alltag, in den Pausen. Eltern sehen es zu Hause, in den Stimmungen. Beides zusammen ergibt ein vollständigeres Bild. Deshalb ist Elternarbeit für uns wirklich ein Geben und Nehmen.

Gleichzeitig erleben wir bei uns etwas sehr Schönes: Unser Elternrat hat sich zur Aufgabe gemacht, auch Eltern in Gemeinschaft zu bringen. Es gibt Begegnungen im Jahreskreis – adventliches Basteln oder Backen. Und es gibt das Mauritius-Café: mal zur Begrüßung neuer Eltern, mal thematisch, mal einfach als Raum für Austausch über Jahrgänge hinweg. Das wirkt zurück auf die Kinder: Wenn Eltern sich kennen, entsteht auch für Kinder mehr Halt.

Gerade die stillen, eher einsamen Kinder machen bei uns immer wieder eine wichtige Erfahrung: Dass ihre Ideen nicht „untergehen“, nur weil sie nicht die Lautesten sind. In Projekten, in den Freien Studien oder auch in kleineren Aufgaben im Schulalltag erleben sie: Meine Idee zählt. Ich darf etwas ausprobieren. Ich kann etwas gestalten.

Damit wir auf solche Kinder nicht erst reagieren, wenn es „auffällig“ wird, arbeiten wir im Kollegium sehr eng zusammen. Lehrkräfte geben sich auf kurzen Wegen wichtige Beobachtungen weiter. Und was ich besonders schätze: Gemeinschaft entsteht bei uns nicht nur durch pädagogische Konzepte, sondern auch durch Menschen, die im Alltag aufmerksam sind – gerade auch unser nicht-pädagogisches Personal. Da wird ein Taschentuch gereicht. Da fragt jemand im Schulbüro nach: „Ist wirklich alles okay?“ Da wird angeboten: „Soll ich jemanden holen, mit dem du reden kannst?“ Und manchmal ist es auch der Anruf im Schulbüro bei Eltern eines Fünftklässlers, wenn der Übergang in die weiterführende Schule gerade schwer ist – nicht, um Probleme zu melden, sondern um Mut zuzusprechen: Wir sehen Ihr Kind. Wir lassen es nicht allein.

Wenn ich all diese Beispiele zusammennehme, wird vielleicht deutlich, was ich meine, wenn ich sage: Der Marchtaler Plan ist ein ganzheitliches Konzept. Er ist nicht ein Projekt. Er ist eine Art, Schule zu organisieren, damit Kinder und Jugendliche nicht nur lernen, sondern dazugehören.

Zum Schluss möchte ich drei Gedanken formulieren – nicht als Schlagworte, sondern als Sätze, die man vielleicht mit nach Hause nehmen kann.

Der erste: Einsamkeit ist oft leise. Sie zeigt sich in Mustern, nicht in großen Geständnissen. Wer genauer hinsieht, kann früher helfen.

Der zweite: Gemeinschaft passiert nicht einfach. Sie ist eine Gestaltungsaufgabe. Und sie beginnt oft mit kleinen, konsequenten Strukturen: einem verlässlichen Gesprächsraum, einer Pause, die wieder Begegnung zulässt, Aufgaben, die Sinn stiften. Und ja – auch Leistungserwartung gehört dazu. Aber sie muss immer den einzelnen Menschen im Blick behalten: nicht als Druck zur Perfektion, sondern als Ermutigung zu Entwicklung – und nicht nur mit Blick auf Noten.

Und der dritte: Kinder und Jugendliche brauchen nicht nur Anschluss, sie brauchen Bedeutung. Wenn sie erleben: „Ich kann beitragen“, dann verändert sich etwas – in ihrem Blick auf sich selbst und in ihrem Blick auf die anderen.

Ich habe in den letzten Jahren gelernt: Man kann Einsamkeit nicht einfach „abschaffen“. Aber man kann Schule so gestalten, dass weniger Kinder darin allein bleiben. Und manchmal beginnt das mit einer ganz einfachen Frage, die wir uns als Erwachsene immer wieder stellen sollten:

Wer ist heute zwar anwesend – aber nicht wirklich dabei? Und was können wir morgen so verändern, dass dieser Faden zur Gemeinschaft wieder greifbar wird?